

(Nachdruck verboten.)

23] Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

„Hat die andere Partei opponirt?“

„Die Sekundanten remonstrirten, aber natürlich nur in eigenem Namen. Wir blieben aber bei unseren Forderungen.“

„Und Redlich?“

„Der war einverstanden, ohne jedes Zögern.“

„Es ist alles gut,“ sagte dumpf der Hauptmann. „Wann beginnen wir?“

„Sogleich!“

Die Sekundanten entfernten sich, um die Vorbereitungen zu treffen, der Hauptmann legte Mantel und Säbel ab und betrachtete dann mit gleichgültigem Gesichtsausdruck eine Lithographie, die die Wand des Saals zierte. Es war ihm, als träumte er. Ein sonderbares Chaos herrschte in seinem Innern. Er hatte den Eindruck, als wäre jener Mann in der Militärbluse, der, die Hände in die Taschen gesteckt, die Lithographie betrachtete, ein ihm fremdes und gleichgültiges Wesen, das sein geheimnißvolles Ich von der Seite mit einem gewissen Stauern betrachtete.

Inzwischen trafen die Sekundanten, leise Worte wechselnd, die traditionsmäßig im Duell-Kodex vorgeschriebenen Vorbereitungen. Zwei von ihnen maßen die Distanz ab, zählten laut die Schritte und verzeichneten auf dem Fußboden mit Kreide, wo die beiden Gegner stehen und wie weit sie vorschreiten sollten. Die anderen zwei luden die Pistolen, ein jeder für seine Partei, und die Aerzte ordneten auf dem Tisch den Verband und stellten ihre mit chirurgischen Werkzeugen gefüllten Kästen in Bereitschaft.

Dem Beispiel des Hauptmanns folgend nahm Redlich ebenfalls Mantel und Säbel ab. Die anderen, außer den Aerzten, behielten ihre Mäntel an, denn im Saal herrschte empfindliche Kälte. Die geladenen Pistolen verfahren die Sekundanten mit Zeichen, machten dann zwei gleiche Zeichen auf zwei Papierzetteln, die sie zusammenwickelten und in eine Mütze hineinwarfen. Die Gegner zogen schweigend die improvisirten Loose, vorerst Redlich, dann der Hauptmann. Dann wurden ihnen die entsprechenden Pistolen eingehändig. Es waren große Offiziers-Revolver, die bei ähnlichen „Ehren“-Affären oft schon Dienste geleistet.

Ein Schauer erfaßte den Hauptmann, als er die Waffe berührte, ein kalter Strom drang ihm von der Hand bis zum Herzen.

„Das ist Todesahnung!“ flog es ihm durch den Sinn. Doch er empfand weder Furcht, noch Leid, als handelte es sich um jemand anderen. Mit steinerne Ruhe besichtigte er seine Waffe und stellte sich auf den Standpunkt, der ihm von den Sekundanten bezeichnet wurde.

„Achtung meine Herren!“ rief einer der Sekundanten. „Sie erlauben, daß ich kommandire?“

„Wir bitten darum.“

„Ich mache Euch also aufmerksam, in dem Augenblick, da ich „drei“ rufe — oder höchstens 5 Sekunden darauf, muß gefeuert werden. Während des Kommandos hat jeder das Recht, sich seinem Gegner auf fünf Schritte zu nähern bis zu dem Querstich, der auf dem Fußboden verzeichnet ist.“

Beide Gegner standen ruhig und hoch aufgerichtet da mit zur Erde gesenkten Pistolen.

„Eins . . . zwei . . . drei!“ kommandirte langsam mit lauter Stimme der Sekundant.

Zwei Schüsse knallten fast gleichzeitig. Keiner von den Gegnern hatte sich vom Fleck gerührt, weder vor noch nach dem Schuß. Der Hauptmann hörte Redlich's Kugel über seinen Kopf vorüberpfeifen. Hatte Redlich absichtlich fehlgeschossen? Was den Hauptmann betraf, so hatte er diese Absicht nicht gehabt.

„Ist einer der Herren verwundet?“ fragte der Sekundant.

„Nein!“ antworteten beide zugleich.

„Bestehen Sie auf dem zweiten Schuß?“

„Zawohl!“ sagte der Hauptmann.

Redlich schwieg.

Die Pistolen wurden gereinigt und von neuem geladen. Der Hauptmann preßte krampfhaft den Griff der Waffe und biß sich auf die Lippen.

„Entweder — oder!“ fauste und summete es ihm im Kopfe. Er trachtete den Haß gegen Redlich in sich zu erneuern, zu steigern, aufzureizen. Der Pulvergeruch entfachte ein Fieber in seinem Blute, wie er es in den bosnischen Schlachten zu fühlen pflegte.

„Eins . . . zwei . . . drei!“ ertönten die Worte des Kommandirenden.

Nur ein Schuß fiel diesmal, nur eine Pistole hatte Feuer und Rauch entzündet — und zwar diejenige des Hauptmanns. Während der Kommandoworte hatte er von seinem Rechte Gebrauch gemacht, war Redlich einige Schritte näher getreten und im Augenblick, als der Ruf „drei“ ertönte, knallte auch sein Schuß. In demselben Augenblick machte Redlich, wie von einem gewaltigen Windstoß fortgerissen, eine plötzliche und heftige Bewegung nach links, ließ die Pistole fallen, erhob beide Hände, breitete sie dann aus wie ein Ertrinkender oder einer, der das Gleichgewicht erhalten will, wankte endlich und stürzte, die rechte Hand an die Brust in der Gegend des Herzens pressend, zu Boden. All' das war das Werk einiger Sekunden.

Die Aerzte und die Sekundanten eilten auf ihn zu, hoben ihn auf die Arme und legten ihn in der Nähe des Fensters hin. Nur ein großer, rother Fleck, rund, wie der Boden eines Wasserglases, blieb am Fußboden zurück. Der Hauptmann stand noch einige Zeit auf seinem Platz und blickte starr auf diesen Fleck. Dann näherte er sich der Gruppe, die um Redlich beschäftigt war; dieser gab kein Lebenszeichen von sich.

„Wie steht es um ihn?“ fragte er.

„Was geht Sie das an?“ erwiderte scharf einer von Redlich's Sekundanten. „Sie können gehen! Sie haben das Ihrige gethan! Vergällen Sie ihm nicht die letzten Augenblicke seines Lebens!“

„Die Wunde ist also tödtlich!“ stöhnte der Hauptmann, sich beim Kopf fassend und ganz daran vergessend, wie er sich vor kurzem mit aller Gewalt gezwungen, diesen Ausgang herbeizuwünschen!

„Spielen Sie hier keine Komödie!“ rief ihm mit un-verhöhlener Verachtung und Haß der zweite Sekundant zu. „Nun haben Sie, was Sie haben wollten! Das ist nun schon **Euer zweites Opfer!**“ fügte er mit besonderem Nachdruck hinzu. „Ich denke, nun werdet Ihr genug haben. Oder verlangen Sie noch mehr? Dann stehe ich zu Diensten.“

„Mein Herr!“ rief mit schmerzgefüllter Stimme der Hauptmann, der sich in der tiefsten Seele gebrochen und vernichtet fühlte durch die Blicke, die Worte und das ganze Benehmen der Sekundanten.

„Gehen Sie fort!“ wiederholte ungeduldig der Sekundant.

„Sie sind hier überflüssig, und unsere Pflichten gegen Sie sind zu Ende. Sie haben uns den Beweis geliefert, daß Sie gut schießen, doch glauben Sie ja nicht, daß deswegen einer von uns seine Meinung über Sie und ihre werthe Gemahlin geändert habe. Adieu!“

Dem Hauptmann wurde es ganz dunkel vor den Augen. Ein Etwas in seinem Innern stieß und drängte ihn — wie eine wüthende Bestie über jenen Offizier herzufallen, ihn in Stücke zu reißen, sich in seinem Blute zu wärmen. Doch der gewichtigere Theil seines Ichs blieb stumm, kraftlos wie paralysirt. Er trat an den Sessel, auf dem sein Mantel und Säbel lag, zog sich an, salutirte mechanisch, ohne zu wissen vor wem, da ihn niemand von den Anwesenden beachtete, und ohne sich umzusehen, mit zusammengekniffenen Lippen und gebrochenem Herzen verließ er die Schießstätte.

X.

„Ich habe also getödtet!“ dachte der Hauptmann. „Einen Menschen, meinen Freund, habe ich getödtet, ich bin ein Mörder! Ich habe ein menschliches Leben auf meinem Gewissen und ich selber lebe noch. Was nun? Wohin mich wenden?“

Er trat auf den Hof. Die wachhabenden Offiziere verließen bei dem Knall der Schüsse ihren Standort und liefen in den Saal; als sie dem Hauptmann im Hofe begegneten, befragten sie ihn, doch er verstand ihre Worte nicht und ging stumm an ihnen vorüber. Als er vor das Thor hinauskam, schien es ihm, als sei er aus einer bewohnten Welt in einen unbegrenzten leeren Raum gekommen; alles, was vorher geschehen war, hatte sich in seiner Vorstellung als „Vergangen-

heil“ festgesetzt, als etwas, was unabänderlich dahin war, als wäre er über eine vom Wasser unterwühlte Brücke soeben an ein neues unbekanntes Ufer gekommen, und die Brücke sei sofort hinter ihm eingestürzt. Voll Verwunderung schaute er um sich und nur das eine wußte er genau, daß er nie wieder dahin zurückkehren würde, woher er gekommen, nie das wieder sehen würde, was er hinter sich gelassen.

Das Leben, das nun beginnen sollte, war ihm neu und unbekannt. Ob es gut oder schlecht sein wird, das wußte er nicht, das wollte er nicht einmal wissen. Der Unterschied zwischen gut und schlecht war in seiner Seele verwischt, ähnlich wie die Begriffe von rechts und links in der unbegrenzten Unendlichkeit nicht mehr existieren.

„Ich habe getödtet, einen Menschen getödtet!“ wiederholte er immer wieder, langsam auf der Straße dahingehend. Und das geschah alles so schnell, so plötzlich, so augenblicklich! Es wunderte ihn, daß dieses Faktum keinen gewaltigeren Eindruck bei ihm hervorrief, daß es nur eine momentane Verwunderung und Betäubung, aber durchaus keinen Schmerz, keine Seelenqual bewirkte. Er empfand es ganz genau, daß dieser Mord ein ganz anderer war, als jene, die er oben in den bösnischen Felsen und Gebirgen verübte. Dort war Kriegszeit, gegenseitige Verfolgung an der Tagesordnung, dort war das Töden Pflicht und hatte mit seiner persönlichen Moral, mit seiner persönlichen Verantwortlichkeit durchaus nichts zu schaffen. Dort war Tod die Parole, so kommandierte man denn mit ruhigem Gewissen „Feuer!“, stellte mit ruhigem Gewissen einige Fragen an den Unglücklichen, den man mit der Waffe in der Hand erwischte und gab mit ruhigem Gewissen den Befehl: „Auf der Stelle erschießen!“ Der Befehl wurde ausgeführt und damit war alles vorbei. Aber hier! Hier hatte das Menschenleben einen anderen Preis, und die Sache der persönlichen Verantwortung erhob sich vor dem Gewissen in ihrer ganzen Wichtigkeit! Und dennoch fühlte er sich ruhig, wie ein Mensch, der etwas gethan, was er unmöglich hätte anders thun können.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Mannesmann-Technik.

In der Eisenindustrie hat selten ein neuer Herstellungsprozeß so viele Umwälzungen nach sich gezogen und sich in so kurzer Zeit gewisse Zweige der Industrie völlig unterworfen, wie das etwa vor zehn Jahren ersundene, und jetzt zu allgemeiner Verbreitung gelangte Walzverfahren der Mannesmann-Werke in Remscheid. Dasselbe beschränkt sich bekanntlich auf die Herstellung nahtloser Hohlkörper und Röhren von den verschiedensten Formen.

Zunächst sei hier der merkwürdige Herstellungsprozeß einer stählernen Röhre durch den bloßen Druck und die schnelle Umdrehung einiger lediglich von außen wirkenden Walzen kurz beschrieben.

Der Hauptunterschied eines Röhrenwalzwerkes von einem gewöhnlichen Walzenpaar besteht darin, daß die Mannesmann'schen Walzen nicht, wie es sonst üblich ist, parallel übereinander liegen, um das Arbeitsstück einfach zwischen sich hindurchzupressen, sondern daß sie unter spitzem Winkel gekreuzt übereinanderstehen und daß der glühende Block, den man ihnen zuführt, und der zwischen den fabelhaft schnell rotirenden Walzen mit rasender Eile hindurchgezogen wird, gleichzeitig in eine drehende, gleichsam schraubenförmige Bewegung geräth, indem die geschmeidigen Fasern des glühenden, weichen Eisens den schräg übereinander rotirenden Walzen in der Richtung folgen. Ferner zeigen die Röhrenwalzwerke eine Abweichung von gewöhnlichen insofern, daß bei ihnen die Walzen nicht die übliche Zylinderform, sondern eine Kegelform aufweisen. Die zu bearbeitende Eisenmasse tritt am dünnen Ende der Kegelswalzen zwischen diese ein und am entgegen- gesetzten heraus. Wie nun dieser höchst einfache Apparat die schwierige, bis dahin für unlösbar hingestellte Aufgabe erfüllt, einen massiven Block, ohne ihn auf einen Dorn zu pressen, in ein Rohr zu verwandeln, darüber ist anfänglich viel spiritüsiert worden.

Die einfachste Erklärung ist folgende: Der glühende Eisenblock tritt zwischen die Walzen, die ihn von den auf ihrem Umfange eingelerbten Nissen unterstützt, packen, zwischen sich hindurchreißen und gleichzeitig die Fasern an seiner Oberfläche, wie die Fäden eines Garnspinnstes in Schraubenlinien ausziehen. Je weiter aber der Block zwischen die Walzen geräth — der ganze Prozeß zählt nur nach Sekunden — um so heftiger wirken diese vermöge ihres größeren Umfanges, also ihrer schnelleren Umdrehungsgeschwindigkeit, auf ihn ein: so schnell, daß an dem Kopfende des Walzwerkes, wo das glühende, weiche Arbeitsstück am schnellsten herumgewirbelt wird, gar nicht mehr so viel Material vorhanden ist, wie die Walzen verbrauchen, weil sich eben der hinten eingeführte dicke Block nicht so schnell hindurchzwängen kann, wie seine Verarbeitung an der Austrittsstelle fortschreitet. Unmittelbar an der Walzenoberfläche bleibt

stets Material zur Verfügung. Es wird gewissermaßen von der Oberfläche des Blockes immer genug losgerissen, um die Walzen zu nähren, dem dieselben auf diese Weise gleichsam das Fell über den Kopf ziehen. Aber in der Mitte, im Kern, bleibt das Material aus. Der ganze Querschnitt, wie er der Walzenstellung entspricht, kann nicht ausgefüllt werden, und so entsteht anstatt eines runden Stabes ein Rohr.

Eine halbe Minute genügt, um einen dicken Stahlblock durch eine einzige Walzung in einen Hohlkörper von genau vorgeschriebener Länge, Weite und Wandstärke zu verwandeln; es kann allerdings nicht Wunder nehmen, wenn wir erfahren, daß dazu eine Energie von 2000-7000 Pferdekraften nötig ist. Man häuft beiläufig diese Energie, um nicht unnütz große Dampfmaschinen zu gebrauchen, in mächtigen, fabelhaft schnell rotirenden Schwungrädern an, welche im gegebenen Augenblick mit den Walzen vertuppelt werden.

Anfangs glaubte man, daß den „Follern“, welche dieser Walzprozeß mit sich bringt, nur der beste Stahl gewachsen wäre. Aber bald lernte man neben gutem Stahl nicht nur zähes Eisen, sondern auch Kupfer, Aluminium, Messing und andere Materialien auf dieselbe Weise zu Röhren verarbeiten. Der Prozeß stellt an den Rohstoff nur eine Vorbedingung: Zähigkeit und durchaus gleichmäßige gute Beschaffenheit.

Die so erzeugten Röhren besitzen vor den früher und auch jetzt noch auf andere Art gefertigten mancherlei Vorzüge, die vor allem aus den eigenthümlichen Spiralwindungen der Fasern resultieren, die das Metallgefüge zu einem schier unzerstörbaren Netz verflechten. Außerdem beruht die größere Haltbarkeit der gewalzten Röhren gegenüber den geschweißten darauf, daß der Mannesmann-Prozeß nur eine bestimmte Rothgluth des Arbeitsstückes erfordert, wodurch dasselbe, besonders wenn es sich um Stahl handelt, außerordentlich geschont wird. Daß ein Vergleich mit nicht geschweißten, einfach bei Rothgluth gebogenen, oder auch mit gegossenen Röhren noch mehr zu gunsten der Mannesmann-Technik ausfällt, leuchtet ohne weiteres ein. Nur solche Hohlkörper, die man durch Ausbohren geschmiedeter Blöcke herstellt, halten den gewalzten an Festigkeit die Wage. Aber während schon das Ausbohren eines einfachen großen Geschösmantels aus Stahl einen ganzen Tag lang eine Maschine und einen Mann in Anspruch nimmt, werden auf einem Walzenpaar in 24 Stunden 1000 solcher Mäntel hergestellt.

Sehr umfangreich ist das Anwendungsgebiet der Mannesmann-Produkte. Auf dem einfachsten Wege stellt man die gedruckenen, dickwandigen Röhren her, welche in Geschützen und Geschossen, in hohlen Maschinenteilen, als Achsen und Balancierz, Schwungradwellen und dergleichen gebraucht werden. Der Durchgang durch ein zweites, etwas modifizirtes Walzwerk gestaltet aus diesem Material schwersten Kalibers die dünnwandigen Röhren, welche als Feuerkanäle in Lokomotiven und Dampfesseln gebraucht werden und speziell unter dem Namen „Kesselrohr“ bekannt sind. Ihre Anfertigung ist bereits in ganz kammernwerthem Maße vervollkommen, weil gerade dieses Gebiet bei dem weitverbreiteten Bedarf an solchen Röhren den Erfindern reichen Lohn versprach. Einfacher ist die Herstellung des Hauptproduktes der Mannesmann-Technik, der gewöhnlichen, früher aus Gußstücken oder Schweißröhren zusammengesetzten Druckleitungen. Diese Leitungsröhren, in Stärken bis zu einem halben Meter und mit beliebigem, dem Zweck entsprechenden Wanddicken, bilden einen besonders im Auslande, in den Petroleumgebieten des Kaukasus und Amerika's, auch in den europäischen Kolonien in Afrika, vielbegehrten Massenartikel, der seine große Beliebtheit seiner Wiederstandsfähigkeit bei geringem Gewicht verdankt. Aus demselben Grunde hat man in eben diesen Gegenden, besonders in den afrikanischen Kolonien, lange Telegraphenleitungen auf Stützen aus Walzrohr verlegt. Die Anwendung von Eisen statt unserer hölzernen Pfosten war dort seit langem üblich, da in den unbewohnten und schwer zugänglichen Territorien die Stangen nur sehr selten erneuert werden können. Die neue Technik gestattete aber eine wesentliche Gewichtsverminderung. Aus diesem Grunde sind bereits ungeheure Mengen solcher hohlen Telegraphenstangen, darunter große Lieferungen für die deutsche Reichspost, nach Ostafrika gegangen. Dabei erlaubt die wunderbare Geschmeidigkeit des neuen Verfahrens ebensogut zylindrische wie konische oder spitz auslaufende Stangen zu liefern. Natürlich ist man in der Fabrikation hohler Stützen nicht bei den Telegraphenstangen stehen geblieben, sondern fertigt jetzt auch Laternenpfosten, Kandelaber und dergleichen, kurz die meisten, bisher nur aus Gußeisen in drei- bis vierfacher Schwere hergestellten Stützörper.

Eine Filiale der Mannesmannwerke zu Bous bei Saarbrücken kultivirt besonders die Herstellung der früher nur geschweißten, bis zu 500 Atmosphären aushaltenden Behälter für flüssige Kohlenäure; eine andere Fabrik in Duisburg beschäftigt sich mit der Einführung des Hohlwalzverfahrens in die Kupfer- und Messingindustrie. Aus Mannesmann-Röhren bestehen ferner die Langenschnäbe der Kavallerie, viele Deichseln, Braden u. s. w. an Fuhrwerken, besonders für schwere Lasten, ja Hammer-, Hacken- und Schaufelstiele. Aus Mannesmannrohr von weichem Eisen werden mit Vorliebe schmiedeeiserne Kunstarbeiten, wie Gitter, Blumen, Kronleuchter, Portale u. dgl. gefertigt. Aus solchen von hartbarem Stahl Werkzeuge in der Maschinenfabrikation und Holzbearbeitung; aus Aluminium-Walzenrohr Stahlfederhalter, Serviettenringe und andere Geräte kleinsten Umfanges. Gibt es doch Räder, deren

innere H6hlung so klein ist, da6 sie kaum eine Stecknadel aufnehmen k6nnten.

Vorzuglich eignen sich die Walzrohre f6r die Zwecke der Tiefbohrungen, welche oft R6hren bis zur Gesamtl6nge von mehr als 1000 Metern erfordern. Reiche Verwendung finden sie ferner f6r den Bau der neuerdings besonders auf Schiffen so beliebten R6hrendampfessel, deren ganzer K6rper aus hunderten gehogener, sehr druckfester R6hre gebildet wird. Und was verdankt nicht die Fahrrad-Industrie dem neuen R6hren-Walzverfahren! Viele Radfahrer Englands, Frankreichs und selbst Amerika's, die sich 6ber die Haltbarkeit der Gestelle ihrer leichten R6hren wundern, ahnen wohl nicht, da6 die R6hren den deutschen Mannesmann-Verken entstammen. — B. Berdrow.

Kleines Feuilleton.

c. o. Die Briefe des kleinen Willie. Eine amerikanische Zeitung weis von einer neuen Industrie zu erz6hlen, welche, wie wohl sie noch in den Kinderschuhen steckt, doch bereits recht gut auf eigenen F66en steht. Ein Streif, der in der Korrespondenz-Abtheilung eines gro6en Briefmarken-Gesch6fts ausbrach, hat das Publikum mit dieser Industrie bekannt gemacht und gar merkw6rdige Dinge an den Tag gebracht. Die in dem erw6hnten Gesch6ft angestellten Personen, sieben an der Zahl, sollten sich n6mlich eine Lohnreduktion gefallen lassen, und da sie dazu keine Lust hatten, so gingen sie in den Streit, waren aber gleichzeitig bo6haft genug, aus der Schule zu plaudern und dem Publikum einen Einblick in die eigenth6mlichen Gesch6ftsmethoden der betreffenden Firma zu gew6hren. Die Aufgabe der sieben „Korrespondenten“ bestand n6mlich darin, den „kleinen Willie“ oder den „kleinen Johannie“ zu spielen, welche an alle m6glichen Pers6nlichkeiten, Kaiser, K6nige und Staatsm6nner Briefe zu schreiben haben, die alle mit der Bitte schlie6en, der Herr Kaiser oder die Frau K6nigin m6ge doch so freundlich sein und dem kleinen Willie, der ein guter Junge sei und recht brav in der Schule lerne, ein paar Briefmarken f6r seine Sammlung schicken. Der folgende Brief z. B. ist an die englische K6nigin geschrieben: „Liebe K6nigin. Ich bin ein kleines M6dchen und erst sechs Jahre alt. Ich arbeite in einer Federsabrik und verdiene zwei Dollars die Woche. Mein Vater pr6gelt meine Mutter jedesmal, wenn er betrunken ist, mit einem Stock, und er ist fast immer betrunken. Ein Freund von mir, der kleine Walter Doogelman, hat mir gezeigt, wie man eine Briefmarken-Sammlung anlegen mu6 und ich dachte, Du als die K6nigin k6nntest mir ein paar englische Marken f6r mein Buch schicken. Ich w6rde mich so dar6ber freuen. Besten Gr66 von Deiner kleinen Freundin Gertrie Glad.“ — Nachstehender Brief war an den Pr6sidenten der franz6sischen Republik gerichtet und soll dem braven kleinen John bez. der unternehmenden Firma, welche ihn besch6ftigt, eine ganze Sammlung seltener franz6sischer Marken eingetragen haben: „Geehrter Herr! Ich bin erst neun Jahre alt, aber Vater hat mir gesagt, Sie seien ein gro6er Mann. Vater sammelt Marken, und ich w6chte ihn gern einige schenken. Er spricht immer von Ihnen und sagt, Sie w6rden sicher noch einmal K6nig von Frankreich werden. Bitte, schicken Sie mir doch ein paar Marken f6r meinen Vater.“

Die streikenden „Korrespondenten“ sagen, man k6nne sich gar keine Vorstellung davon machen, wie bereitwillig die Leute auf diese Schwindelbriefe hereinfielen und welche goldenen Ernten diese der Firma eintrugen. Die meisten dieser Briefe waren mit raffinierten Geschicklichkeit geschrieben und sie hatten die beste Wirkung, wenn sie auf die Eitelkeit des Adressaten spekulirten. —

Theater

—r. Schiller-Theater. Anzengr6ber's „Doppel-Selbstmord“ ist nunmehr auch unter der Direktion L6wenfeld aufgef6hrt worden, nachdem eine unserer vornehmeren B6hnen schon fr6her der 6berm6thigen Bauernposse ein leider nur kurz bemessenes Dasein bescheert hatte. Woran mag es liegen, da6 dies St6ck sich damals nicht halten konnte? Ist wirklich zu wenig Handlung darin oder ist es zu gesund f6r gewisse Leute, welche f6r Sinnlichkeit nur empf6nglich sind, wenn sie nach Pariser Manier durch Laszivit6ten verdorben worden ist? Die Auff6hrung am Dienstag geh6rte zu den besseren Leistungen des Schiller-Theaters. Konnten auch nicht alle so flott mit dem Dialekt fertig werden, wie Herr Pategg und Fr6ulein Lobe, so f6gte sich doch fast ein jeder mit vielem guten Willen einer Regie, die mit Umsicht ihres Amtes zu walten wu6te. —

Kunst.

— Ueber „Goethe's Faust und die bildende Kunst“ hielt dieser Tage Alexander Lille aus Glasgow im Verein f6r Kunst und Wissenschaft in Hamburg einen Vortrag, 6ber den im „D. C.“ ein Referat vorliegt. Danach hat Goethe f6r den „Faust“ von der bildenden Kunst nur durch Lenier's Hegenritte eine bestimmtere Anregung empfangen. Au6erdem soll er ein ebenfalls niederl6ndisches Gem6lde gekannt haben, das einen Alchymisten mit einer Viole in der Hand in einem hohen, mit wunderlichen Ger6then aller Art vollgest6pften Gemache darstellt. Kaum war aber 1808 der erste Act des „Faust“ erschienen, als sich die Maler dieses Stoffes bem6chtigten. Im Jahre 1811 erhielt Goethe eine Reihe Sepiazeichnungen von Ludwig Nauwerk, die ihm zum Ankaufe

empfohlen wurden. Goethe sprach seine Anerkennung 6ber die Darstellungen aus, kannte sie aber nicht. Im April 1811 erschien Sulz-pice Boiffere6 vor Goethe mit einigen Faustdarstellungen des jungen Peter Cornelius. Goethe erkannte das Genie des Darstellers auf den ersten Blick, aber die Auffassungsart des K6nstlers, namentlich in bezug auf Faust selbst, behagte ihm nicht. Cornelius stellt den alten Faust der Sage, den Kleinb6rger, dar. Das war nicht Goethe's Ideal. Er hatte wohl an eine altdeutsche Manier der Auffassung und Zeichnung gedacht, w6nschte dabei aber mehr Freiheit in Formen und Linien. Auch vermiste er an diesem Faust das d6stere Element; er erschien ihm zu klar. Brieflich verwies Goethe den jungen K6nstler auf Albrecht D6rer; an ihm m6ge er sich ein Muster nehmen. Die Bl6tter von Cornelius erschienen dann 1816 ohne Einleitung von Goethe, ein Beweis, da6 der Dichter nicht vollst6ndig mit ihnen einverstanden war. In der Art der damals beliebten Taschenb6cher-Illustrationen, die in den verschiedenen „Minerva's“, „Kalliope's“, „Urania's“ Platz fanden, erschien von N6ke in der „Urania“ von 1815 ein Faustkupfer, dem bald mehrere folgten. N6ke hatte sich die Gestalt Gretchens zur Darstellung gew6hlt, Gretchen eine Sternblume zerzupfend, vor dem Muttergottesbilde knieend und endlich eingangs des Drama's aus dem Dome tretend. N6ke's Kupfer haben entschieden anregend und f6r die Gestalt des Gretchen in gewisser Beziehung fast typisch gewirkt. Ganz anderer Art als seine zierlichen Kleinbilde waren die jetzt folgenden Illustrationen von Moritz Reich. Auch Reich war 6hnlich wie Cornelius noch recht jung, 26 Jahre alt, als er sich an die Arbeit machte; ganz erkl6rlich, da6 vorzugsweise der jungen Generation die Lust erwuchs, den jugendlichen Faust im Bilde zu verk6rpern. Gro6artig, majest6tisch ist Reich's Darstellung des Oseispazigeranges, nur geht in der Menge der Volksgestalten Faust selbst fast verloren. F6r die Gestalt des Mephisto hat Reich mehr gelehrt als selbst Cornelius. Er gab uns zuerst den hageren, sp6ltischen Junker, der alles mit Hohn und Verachtung 6bersch6ttet. Uneingeschr6nkt Beifall zollte Goethe den 17 Lithographien des Franzosen Delacroix, der sich mit genialer K6hheit an liebsten leidenschaftlich bewegten Sujets zuwandte. Echt franz6sisch ist die Art, wie Delacroix' Faust bei Gretchen sich einf6hrt; er fragt nicht erst lange, ob sein Geleit angenommen wird, sondern legt einfach den Arm um die Taille des M6dchens. Der Faust der Franzosen ist 6berhaupt ein in Liebes-sachen fast allzu bewandelter Mann und Gretchen neben ihm eine etwas armselige Erscheinung, aber im 6brigen sind seine Darstellungen, z. B. eine zum Prolog geh6rende Szene, in welcher der mit Fl6geln und Klauen bew6hrte Mephisto sich in rasendem Wirbel auf die unter ihm als Opfer liegende Erde st6rzt, gro6artig und erhaben. Die absonderlichen Kupfer von Nauwerk sind nicht gut mit ihnen zu vergleichen. Faust hat hier einen ph6isf6rischen Zug, der uns an sein B6ndni6 mit dem Teufel nicht recht glauben l66t. Der Mephisto ist dagegen besser gelungen; sein Grinsen ist echt teuflisch.

Goethe hat sich bereits 1826 in der Zeitschrift f6r deutsche Kunst und deutsches Alterthum 6ber die bis dahin erschienenen Faust-Illustrationen ausgesprochen; wenige Monate vor seinem Tode wurden ihm noch eine Reihe Umri6sbilder des sp6terhin ber6hmten Gustav Mehlisch zugef6hrt, und in seiner Antwort 6u6erte der Dichter sich recht anerkennend 6ber die Darstellungen; sie seien reich an Figuren, der Ausdruck w6re gelungen, die Geb6rden der Handlung angemessen, das Lokal geschickt gew6hlt. Die Mehlisch'schen Darstellungen waren die letzten, die Goethe zu Gesicht bekam. Kaulbach's, Seiberh' und der gro6e Cyklus verschiedener Berliner K6nstler nach F6rst Radziwills Faust-Kompositionen sind erst nach Goethe's Tode erschienen. —

Kulturhistorisches.

— Eine Reminiscenz aus alter Zeit. Bei den in-folge Abbruchs des alten Rathhauses in K6then notwendigen R6umungsarbeiten fand man unter den alten 6then eine Reminiscenz aus alten Zeiten in Gestalt eines kleinen Br6tchens, das auf Papier befestigt war. Es war s. Z., um den betreffenden B6dermeister zu besch6men, wegen seiner geringen Gr66e am Schand-pfahl ausgeh6ngt worden, wie die auf dem Wogen Papier stehenden Worte bezeugen:

Weil ich zu klein und niedlich bin,
H6ngt man mich am Schandpfahl hin. —

Medizinisches.

is. Ueber Heilkunde und Gesundheitspflege in Japan ver6ffentlicht Professor L6w in der „M6nchener Medizinischen Wochenschrift“ einen interessanten kleinen Aufsatz. Japan hat wie auf fast allen Gebieten des Wissens und K6nnens auch in der Medizin gro6e Fortschritte gemacht. Die vier vorhandenen medizinischen Hochschulen verm6gen dem Bedarf an wissenschaftlich geschulten 6rzten nicht zu gen6gen, so da6 noch eine Anzahl einfacherer Institute zur Ausbildung von Land6rzten gegr6ndet worden sind. Das Klima von Japan, das einer unserer ersten Geographen als das sch6nste Land der Welt bezeichnete, ist durchaus nicht sehr angenehm, weder f6r die Fremden, noch f6r den Eingeborenen. In den Hochsommermonaten herrscht ein feuchter S6dwind, der seinen hohen Dampfgehalt aus den ausgedehnten sumpfigen Reisfeldern aufsaugt und h6chst l6stig ist, er kann mit gro6er Schnelligkeit an allen m6glichen Gegenst6nden z. B. auf den Schuhen Schimmel-

bildung erzeugen. Gegen Ende September schlägt der Wind nach Norden um und verliert, da er aus dem Gebirge kommt, seine Feuchtigkeitskraft fast vollkommen. Er ist nicht nur heftig, sondern auch unangenehm kalt und behält seine Kraft oft bis zum nächsten Frühjahr unverändert bei. Besonders in den Städten und auf den gedüngten Feldern wirbelt er große Staubmassen auf, die mit ihrem Gehalt von Millionen von Bakterien die Menschen aufs höchste belästigen und ihre Gesundheit gefährden. Daher gehen die Leute vielfach mit Respiratoren auf den Straßen, und die Japanerinnen hüllen sich den ganzen Kopf bis auf die Augen ein. Die Luft ist zu dieser Zeit so trocken, daß die Fingernägel ganz spröde werden und bei jeder Veranlassung wie Glas abspringen. Wenn man während dieses heftigen Windes im Scheine der Frühlingssonne etwa von Ost nach West geht, so wird die von der Sonne getroffene Körperhälfte stark erwärmt, während die andere dem eisigen Winde ausgesetzt bleibt. Dies ist die Ursache zu häufigen Erkältungen und besonders der Rheumatismus ist dort heimisch wie in keinem anderen Lande, daher die den Japanern ganz eigenartige Gewohnheit täglicher heißer Bäder von 42 Grad. Wenn man in ein solches Bad hineinsteigt, so empfindet man das Zurückdrängen des Blutes in die Gefäße der Haut wie lauter Nadelstiche. Professor Löw wurde beim Verlassen des Bades zweimal bewußtlos. Auch die natürlichen heißen Bäder Japans sind stets überfüllt und lobenswertherweise einfach und billig eingerichtet, so daß selbst der Ärmste dort Heilung suchen kann. Die Massage wird seit uralten Zeiten in Japan gegen rheumatische Leiden angewandt. Des Abends ziehen die Masseure durch die Straßen der Städte und bieten durch ein Pfeifenignal ihre Dienste an. In der Hauptstadt besteht eine besondere Anstalt zur Ausbildung von Masseuren. Mehrere Thermen in Japan gelten übrigens auch als heilkräftig gegen Hautkrankheiten, besonders die allerheißesten mit einer Temperatur von über 50 Grad. Da es begreiflicherweise die größte Ueberwindung kostet, in ein solches Bad hineinzusteigen, so hat die Badeverwaltung dieser bei dem Orte Kusats befindlichen Quellen eine strenge militärische Zucht eingeführt. Auf ein gegebenes Trompetenzeichen muß unweigerlich jeder Badegast in die Brühe hinein und darf das Wasser erst auf ein zweites Signal nach abgezählten qualvollen Minuten verlassen. Eine besondere Heilkraft schreiben die Japaner auch den Wasserfällen zu, in deren Sturz sie sich zugleich baden und massiren lassen. Professor Löw führt noch einige weitere Eigenthümlichkeiten der Japaner auf, z. B. die Häufigkeit schlechter Zähne und schlechter Augen, die durch das Tragen von Goldplomben und von Brillen ausgeglichen werden. Es giebt in Japan auch mehr Blinde als in anderen Ländern, die den Verlust des Augenlichtes meist durch die Pocken erlitten haben. Bekannt ist die Empfindlichkeit der Japaner gegen Alkohol, selbst in ganz geringen Mengen. Ganz frei von Aberglauben ist die japanische Heilkunde freilich noch nicht, z. B. werden noch immer gegen manche Leiden Pillen verfertigt aus dem Gehirn und der Leber Verstorbenen. Auch glaubt man, daß viele Personen, besonders Weiber, von einem Geist in Gestalt eines Fuchses besessen seien, der alle ihre Handlungen bestimme und mit veränderter Stimme aus dem Körper heraus spräche wie die Stimme eines Bauchredners. Die einzige Heilung davon ist eine Wallfahrt oder ein als „Fuchsausreiber“ berühmter Priester. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Aus Italien ist jetzt eine Blume zu uns gekommen, schreibt Trojan in der „Nationalztg.“, die bei uns erst in sechs Wochen etwa zur Blüthe kommen wird, übrigens aber in unseren Gärten selten ist. Es ist die Schwerlilie von Susa (Iris Susiana), die jetzt in den Berliner Blumenläden zu sehen und für 50 Pf. das Stück zu kaufen ist. Diese großen abgeschrittenen Blüten auf lahlem Stiel ohne grüne Blätter gewähren einen ganz absonderlichen Anblick, sie erinnern eigentlich mehr an Fledermäuse als an Blumen. Bei genauerem Zusehen erkennt man leicht die Frühlingsglockenform. Die Blumenblätter sind schwarzviolett und grauviolett, erscheinen aber, aus einiger Entfernung gesehen, schwarz und grau und haben dabei eine solche Aderung, daß sie lebhaft an Trauerflor erinnern. Diese Blütenstrahl hat der Blume im Französischen den Namen „Iris deuil“, im Englischen „Widow's weeds“ gegeben. In deutschen Gartenbüchern sind die Namen „Dame in Trauer“ und „Fürstliche Wittve in Trauerflor“ zu finden. Letztere Bezeichnung erscheint als etwas zu weitläufig. Die Pflanze stammt aus Persien und wird seit 1873 in europäischen Gärten angepflanzt. Ihr ähnlich ist wohl die „Schwertlilie der Gräber“ (Iris sepulcrales), die auf den türkischen Friedhöfen in Syrien und Cilicien und auch auf Cyprien häufig zu sehen ist. Dabei fällt mir ein, daß ich unsere dunkelblaue Schwertlilie häufig bei uns auf den Kirchhöfen kleiner Orte, wo noch im Blumenschmuck der Gräber etwas Tradition herrscht, blühend gefunden habe. Auch sie scheint zu den Todtenblumen zu gehören, wie die Raute, der Rosmarin, die Ringelblume, das Sinngrün und noch manche andere. —

Humoristisches.

— Ein zweijähriger Knabe und seine Thaten. Ein gutmüthiger Junggeselle, der Bruder einer jungverheirateten Engländerin, wurde von seiner Schwester kürzlich gebeten, ihren zweijährigen Sprößling, einen sehr niedlichen, aber sehr ungebärdigen kleinen Burschen, in seine spezielle Obhut zu nehmen, da Papa und Mama einen wichtigen Besuch zu machen hatten, das Kindermädchen

krank und die Köchin sehr beschäftigt war. Von schlimmen Vorahnungen erfüllt, ergab sich der Onkel resignirt in sein Schicksal und nahm den zappelnden, blondlockigen Liebling aus den Händen der stolzen Mutter in Empfang. In dem gemüthlichen Wohnzimmer ließen sich Onkel und Nefte dann auf dem großen Teppich vor dem Kamin häuslich nieder, und der Kuriosität halber wurde ein Verzeichniß von den Thaten, die der kleine Schelm im Verlauf einer Stunde zu vollbringen vermochte, aufgenommen. Dieses lautete: 1. Goby stimmte ein gellendes Geheul an, daß er zehn Minuten lang fortsetzte, ohne einmal Athem zu holen; 2. zog er genügend Haare aus seines Onkels Bart, um ein Sophalissen damit zu stopfen; 3. kroch er in den Kohlenbehälter und verdarb sich sein weißes Kleidchen; 4. leerte er den Arbeitskorb seiner Mutter in den Kaminvorsetzer; 5. verschluckte er ein halbes Duzend Handschuhknöpfe und ein langes Ende Zwirn, das sein Onkel wieder heranziehen mußte; 6. verfrachte er den Kopf der Nafte in eine Tasse zu quetschen, aus der er eben seine Milch getrunken hatte, und führte ein Morbsgeheul aus, als er seine Bestrebungen mit einer Schramme über den Arm belohnt sah; 7. köpfte er eine kostbare Wachsputze, indem er sie einen Augenblick als Hammer benutzen wollte; 8. fiel er von der Sophalenne, auf die er mühsam hinaufgklettert war, und brachte zur Gesellschaft zwei Vasen mit herunter, die den Fall nicht so glücklich überstanden, wie er selbst; 9. zerbrach er zwei Fenster Scheiben mit dem Ofenbaken, den Onkel ihm zum Spielen gab; 10. kroch er unter das Sopha und kam nicht eher hervor, bis Onkel ihm eine Muschittotte gab, mit der er sich das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit bemalte; 11. Klemmte er sich derart zwischen die verschöckelten Beine eines Stuhles fest, daß man das Möbel zerbrechen mußte, um ihn zu befreien. 12. und letztens lief er seinen Eltern entgegen, als er sie kommen hörte, fiel dabei auf die Thürschwelle und ruinirte mit seiner blutenden Nase das neue Seidenkleid seiner Mutter und die helle Hofe seines Waters. —

— Bauernschlauheit. „Also, Biermann, wie ist's mit unserer Wette? Ihr habt gewettet, vierzig Tage nicht zu essen und vierzig Nächte nicht zu schlafen — bleibt's dabei?“ — „Nattierlich! Ich hab' schon vorgeiern die Wette ang'saugen!“ — „Na, und wie geht's? Verpißt Ihr noch nichts von Hunger und Schlaf?“ — „Nicht im geringsten. Ich eß halt bei Nacht und schlaf bei Tag!“ —

Vermischtes vom Tage.

y. Der 22jährige, aus Berlin stammende Schiffsjunge Fritz Südecke stürzte auf dem holländischen Dreimastischooner „Voorwaarts“, der gegenwärtig im Hamburger Hafen liegt, von der Spitze des Großmastes auf das Deck herunter. Er starb alsbald an den erlittenen Verletzungen. —

— Bei der letzten Musterung in Stendal stellte der untersuchende Arzt bei 104 jungen Männern die ansteckende egyptische Augenkrankheit fest. —

— Auf offener Straße überfielen in Gelsenkirchen mehrere junge Burschen einen Schaffner der Straßenbahn und brachten ihm drei tödliche Messerstiche in der Brust bei. —

— Die junge Frau eines Forstwartes in Neckendorf in Unterfranken starb an Wurstgift. Vier andere Personen sind schwer erkrankt. —

— In Salzburg verlehete ein Schloffer seine Geliebte mit dem Messer schwer und durchschnitt sich dann selbst den Hals. —

— Auf die Lage der Privatangeestellten werfen zwei Annoncen in einem Wiener Blatt ein Streiflicht: „Dienst-antrag. Für 20 fl. monatlich einen hiesigen jungen Mann mit höherer Schulbildung. Offerte erbeten unter „Buchhandlung“ zc. zc.“ — „Angebot. Ein akademisch gebildeter Mann, Hausbesitzer, sucht Stelle als Kassier oder in einem größeren Komptoir.“ Gehalt Nebensache. Gefällige Zuschriften zc. zc.“ —

— Der Graf Waldeck in Lissa-Ross (Ungarn) erhielt kürzlich ein Telegramm, er solle sich in acht nehmen; zwei Einbrecher würden sich ihm vorstellen, die unter dem Vorwande, ihn zur Aufnahme in eine Lebensversicherung zu bewegen, das Terrain für einen später zu verübenden Einbruch rekonozziren wollten. Tags darauf kamen auch zwei Herren mit dieser Aufforderung zu dem Grafen. Sie wurden sofort durch zwei von der Polizei bereitwillig gestellte Detektive verhaftet. Es waren aber thatsächlich Agenten, und die Telegramme hatten die Agenten einer anderen Versicherungsgesellschaft abgeschickt, um ihnen das Geschäft zu verderben. —

— Die Hungersnoth hat sich über ganz Slavonien verbreitet. Im Birovichier Komitat läßt der Vizegouverneur Lebensmittel vertheilen. —

— In Villeneuve wetteten drei betrunkene Männer, daß sie über die Rhone bei Bawry hin- und herschwimmen würden. Bei der Rückkehr erkrankt der eine, ein italienischer Arbeiter. —

— Das Schiff „Gesina“ ist beim letzten Sturm in der Nordsee untergegangen. —

— Auf Bornholm werden noch immer 21 Fischerboote vermisst. Der Dampfer Slandia ist ausgefahren, sie zu suchen. — t. Die Einföhrung des Metersystems für Maasse und Gewichte soll in Rußland bevorstehen. —